

Abigail Favale

Die geleugnete Natur

Warum die Gender-Theorie in die Irre führt

Übersetzung aus dem Englischen
von Frank Lachmann und Thomas Stauder

Mit einem Vorwort
von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Für unsere Söhne und Töchter.
Mögen sie ihren wahren Wert erkennen.*



Titel der Originalausgabe: *The Genesis of Gender: A Christian Theory*
© Ignatius Press 2022

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Die Bibelzitate sind entnommen der
Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift
© 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: Harald Slott-Møller (1864–1937), Adam and Eve (1891),
Öl auf Leinwand, 79 cm (h) × 77.8 cm (w), Statens Museum for Kunst,
Kopenhagen, Dänemark. Public Domain via SMK.

Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39628-1
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83968-9
ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83972-6

Inhalt

Leselicht	7
Danksagungen	13
1. Häretikerin	15
2. Kosmos	39
3. Wellen	59
4. Kontrolle	93
5. Biologisches Geschlecht	125
6. Soziales Geschlecht	151
7. Künstlichkeit	177
8. Ganzheit	205
9. Geschenk	233
Anmerkungen	259

Leselicht

Was für ein Buch! Es ist ein Fanal, es musste geschrieben werden und es war überfällig. Geschrieben nicht vom Rande der Kritik aus, sondern aus der Mitte von jahrzehntelang aufgetürmten und sich nun überstürzenden Fragen. Es sind Fragen, die die Autorin seit ihrem Studium selbst mitdachte, lehrte und ausbaute – um dann in den Widersprüchen stecken zu bleiben. Oder um es griffiger zu sagen: um durch die Widersprüche hindurch endlich einen tragenden Grund zu finden. Die Rede ist von der seit mehreren Jahrzehnten einflussreichsten und folgenreichsten Theorie der westlichen Anthropologie, versammelt unter dem vagen Titel »Gender«. Wie Favale es selbst auf den Punkt bringt: Obwohl die Gender-Theorie ihre Wurzeln im Feminismus hat, gehört mittlerweile das Wort »Frau« nicht mehr zum feministischen Wortschatz; »Frau« gilt als kaum noch definierbar. Der Grund dafür ist, dass zwischen Frau und den weiblichen Leib ein Keil getrieben worden ist, eine theoretische Brechstange, die beide immer weiter spaltet.

Abigail Favale, verheiratet, Mutter von vier Kindern und Professorin, lehrt gegenwärtig an der Universität von Notre Dame in den USA. In Kindheit und Jugend im freikirchlichen Christentum verankert, geriet sie mit dem Studium in die Zeitströmungen, die nach und nach vom klassisch-feministischen Thema der »vom Patriarchat unterdrückten Frau« zu einer immer unschärferen Problematik übergingen, die allerdings nicht weniger kämpferisch war: »Gibt es« überhaupt Frauen und Männer? Frau- oder Mannsein wurde letztlich nur noch mit einem individuellen Selbstentwurf verbunden, der alle Fremdbestimmungen ausschalten sollte. Die Stadien dieser Entwicklung beschreibt Favale eingehend bio-

grafisch und auch selbstironisch, etwa das anfängliche Stadium feministischer Bibelauslegung, die wahlweise mit Paulus oder gegen Paulus arbeitete, und danach die Faszination durch mittelalterliche und neuere Theoretikerinnen des Christentums wie Hildegard von Bingen und andere Mystikerinnen (die aber als »Ausnahmen« im Unterdrückungsnarrativ verschwanden). Auch die betont weibliche Erfahrungswelt, die seinerzeit Luce Irigaray (damals gegen Judith Butler) vermittelte und die teils noch bis zu einer schroffen Abgrenzung gegenüber männlicher Erfahrungswelt führte, entflamte die damalige Studentin von St. Andrews in Schottland. Zuletzt wurde aber alles Bisherige fortgeschwemmt von der konstruktivistischen Rollentheorie, die die Polarität von Mann und Frau nicht mehr an biologischen und anderen psychisch-geistigen Merkmalen festmachte, sondern nur mehr am individuellen Willen zum Selbstentwurf – andere hatten diesem Selbstentwurf einfach zuzustimmen. Jahrzehntlang geebnet wurde dieser Weg durch die Abkoppelung des Frauseins von Schwangerschaft, Geburt, Familie – also durch die Stilllegung weiblicher Fruchtbarkeit. Auf diese Weise wurde die biologische Fähigkeit des weiblichen Körpers zu einer zwar möglichen, keineswegs aber mehr notwendigen (oder überhaupt wünschenswerten?) Eigenschaft am Frausein – als »wesentlich« durfte sie auf keinen Fall mehr gelten. Als eine Funktion unter vielen anderen konnte Fruchtbarkeit auch hormonell oder operativ oder abortiv unterbunden werden. Im Blick auf sexuellen Genuss unterschied sich also der weibliche Leib infolge von Verhütung nicht mehr vom männlichen Leib, oder genauer: Es bedurfte dieser Unterscheidung im Blick auf den Sexual-Genuss gar nicht mehr, nicht einmal mehr der polaren Unterscheidung der Geschlechter. Dieselbe Einebnung galt für interkulturelle Differenzen zwischen Mann und Frau auf den verschiedenen Ebenen der Lebenswelt.

Abigail Favale berichtet über diese Entwicklung zunächst im Spiegel eigener Erfahrung – das macht Reiz und Glaubwürdigkeit der Darstellung aus. Sie selbst war jahrelang von den wechselnden Thesen angezogen, vollzog die theoretischen Radikalisierungen in allen Wen-

dungen mit, wurde sogar Universitäts-Dozentin für Gender Studies. Ab und zu blitzte zwar eine Wahrnehmung der Widersprüche durch; sie gipfelte darin, dass sie als Dozentin (auch das eigene) Frausein nicht mehr in einer schlüssigen Definition festhalten konnte. Weiblichkeit wurde zum Konstrukt ohne Konkretion. Aber, das fiel ihr auf, auch »Konstruieren« braucht etwas, das konstruiert wird. Zweifellos sind kulturelle Einflüsse auf die geschlechtliche Identität wirksam, aber solche Einflüsse trafen – wie Favale bemerkte – gendertheoretisch in eine völlige Leerstelle, da es keine natürliche Identität mehr geben durfte, die überhaupt hätte beeinflusst werden können. Der Selbstwiderspruch wird deutlich an dem bekannten Satz, es gebe keine Fakten, nur Interpretationen. Aber die Rückfrage lässt sich nicht zum Schweigen bringen: Was soll denn interpretiert werden? Nur Kommentare zu Kommentaren zu Kommentaren ...? Eine Gedankenakrobatik in der dünnen Luft der Fantasie?

Ausgelöst und bestärkt wurde der gedankliche Umschwung Favales zu einer kritischen Sicht durch zwei zeitgleiche Erfahrungen: durch die Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, und durch den Eintritt in die katholische Kirche. Gebären bedeutete eine erneute Wahrnehmung des eigenen und des fremden kindlichen Leibes, dem sie als Frau Leben schenken konnte. Konversion bedeutete die Wahrnehmung eines alten Satzes, den sie zwar kannte, aber nicht erfasst hatte: Gott habe irdisches Fleisch angenommen. Damit geschah ein Durchbruch: zum Fleisch als dem Angelpunkt des Christentums. Fleisch ist konkretes, männliches oder weibliches, leidendes, endliches, sinnliches, genießendes Fleisch. Die Inkarnation Jesu warf ein anderes Licht auf die Gender-These: Nicht mehr die tausende Jahre alte gnostische Trennung von Geist und Körper war das Denkmodell der Evangelien und zuvor schon des Alten Testaments, sondern die Einheit von Geist und Fleisch, wenn auch die fragile und noch nicht vollendete Einheit. Leib, im deutschen Wortstamm mit Leben und Liebe verwandt, ist Schlüssel zum Dasein, Seele und Geist sind leiblich eingewurzelt, nicht in einer stummen Körperhülle verschlossen.

Körper, *body* im Englischen, kennt diese Differenzierung zum Leib nicht; aber, wie es Favale versteht, ist Körper mehr als funktional, geschweige dass man seine Funktionen willentlich oder mechanisch anwerfen oder abstellen kann. Denn: Leib bin ich, Körper habe ich ... (In der deutschen Übersetzung wird daher zwischen Leib und Körper unterschieden.)

Favales selbstbewusster Trompetenstoß, mit dem sie ihren Angriff auf die Gender-Theorie einleitet, ist aber nicht nur auf einen überzeugenden biografischen und kenntnisreichen Bericht beschränkt. Im zweiten Teil arbeitet sie mit eingehenden naturwissenschaftlichen Daten, die vor allem die Behauptung eines dritten oder weiterer anderer Geschlechter entkernen. Dabei kommt auch Intersexualität zur Sprache, anhand einer wiederum persönlichen Begegnung, mit der das Buch nachdenklich schließt. Die Durchleuchtung von Erkenntnissen nach heutigem Stand der Wissenschaft erfordert eine Lektüre im geduldigen und aufmerksamen Mitdenken. Als Ergebnis – biologisch ausnahmslos bestätigt – ist die Tatsache hervorzuheben, dass es durchgängig in der Welt des Lebendigen, auch bei Pflanze und Tier, zwei Geschlechter und nicht mehr gibt. Abweichungen sind äußerst selten, und es sind Abweichungen innerhalb der bipolaren Normierung. Das bedeutet nicht, dass es keine Dysphorien gibt, also Fremd-Empfindungen des eigenen Körpers. Aber es bedeutet, dass Besonderheiten am Genitale oder im Chromosomensatz oder in anderen Bio-Daten keine eigene *Species* von Mensch ausmachen, sondern medizinisch je nach Faktenlage behandelt werden können, oder bei seelischen Dysphorien therapeutisch in eine Annahme seiner selbst münden können.

Kurz: Es geht in diesem Buch vor allem um Tatsachen (als Vorgabe aller Deutungen). Und um die Folgen, wenn Tatsachen geleugnet werden. In einem anderen Wort: Es geht um die menschliche Natur. Natur gilt sonst auf allen Ebenen als unbedingt schützenswert – nur nicht beim Menschen. Dass sie nicht einfach gusseisern vorliegt, sondern kultiviert werden muss wie alles, was der Mensch

in die Hand nimmt, ist deutlich; biblisch gesehen ist Selbstgestaltung sogar ein Schöpfungsauftrag. Aber Vorsicht: Es gibt zwei Wörter für Leben im Griechischen; das eine ist *bios*, das biologische Leben; das andere ist *zoe*, das kultivierte, geistige Leben. Beide hängen zusammen, so sehr, dass *zoe* ohne *bios* leer und blutarm wird. An dieser Wendemarke steht seit geraumer Zeit die Kultur. Chestertons bissiger Ausruf markiert das Verhängnis: »Ach, Tatsachen!«, rief er in einer Art Verzweiflungsanfall. ›Tatsachen! Willst du wirklich behaupten – bist du noch so im Aberglauben versunken, kniest du noch vor so morschen prähistorischen Altären, dass du an Tatsachen glaubst?«

Abigail Favale räumt stattdessen die postmodernen Altäre ab. Das tut gut. Dass das mit einer intelligenten und lustvollen Auslegung der Schöpfungsgeschichte und göttlichen Fleischwerdung verbunden wird, tut noch besser.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Danksagungen

Dieses Buch war eine schwere Geburt, und ich muss mich bei vielen tüchtigen Hebammen bedanken.

Zunächst einmal bei meinen Freundinnen: Hayley McCullough, Cassie Meadows, Jessica Rolfe, Merissa Zielinski und Erika Barber. Eure Gebete und eure Ermutigung haben mir in vielen Augenblicken voller Furcht und Selbstzweifel den nötigen Halt gegeben.

Ein besonderer Dank geht an meine Seelenfreundin Lindsay Tsohantaridis, die sich die Rohfassung durchgelesen hat und deren Freundschaft für mich eine der wichtigsten Tröstungen darstellt.

Danken möchte ich auch allen, die mir ihre Lebensgeschichten erzählt haben und ehrlich über Probleme mit der geschlechtlichen Identität und ihrem Wechsel gesprochen haben, insbesondere Daisy Chadra, Laura Reynolds und Adelynn Campbell, die mir ihre privaten Erfahrungen anvertraut haben, was heiligen Respekt verdient. Ebenso einer bestimmten Frau, die es vorzieht, anonym zu bleiben, und die mir gezeigt hat, wie man die Würde von intersexuellen Menschen wie ihr am besten achten kann.

Mein Dank gilt auch all denen, die mir geholfen haben, meine eigenen Gedanken zu durchdenken, indem sie eingewilligt haben, sich per Zoom mit mir darüber auszutauschen, obwohl sie mich zuvor nicht kannten: Angela Franks, Erika Bachiochi, Stephen Adubato, Isaiah Jones und Benjamin Boyce.

Dankbar bin ich Artur Rosman, dem Herausgeber des *Church Life Journal*, der mir großzügig die Erlaubnis erteilte, einige Formulierungen aus meinen Artikeln für diese Zeitschrift zu übernehmen und in dieses Buch zu integrieren.

Ebenso danken möchte ich Corynne Staresinic, der Gründerin von *The Catholic Woman*, die mir geholfen hat, mir vorzustellen, wie katholischer Feminismus aussehen könnte.

Mein Dank gebührt Mark Brumley von *Ignatius Press*, weil er das Risiko eingegangen ist, dieses Buch in sein Verlagsprogramm aufzunehmen, sowie Suzanne Lewis, Thomas Jacobi und Abigail Tardiff, die mich wie gute Hirten durch den gesamten Redaktionsprozess begleitet haben.

Am Ende ein privater Dank an Michael und unsere Kinder, die mir vor allem jeden Tag die Unerschöpflichkeit der göttlichen Liebe und die sakramentale Schönheit des menschlichen Leibes offenbaren.

Abigail Favale

15. Oktober 2021

Fest der heiligen Teresa von Ávila

1. Häretikerin

Im Frühjahr 2015 hielt ich eine Lehrveranstaltung zum Thema Gender-Theorie an einer christlichen Universität. Diesen Kurs hatte ich bereits seit mehreren Jahren unterrichtet, aber nie auf genau dieselbe Weise. Die Gender-Theorie befand sich in einem unaufhörlichen Veränderungsprozess, was auch auf meine Studierenden zutraf, und ich orientierte mich ständig um, im Bemühen, mit dem neuesten Jargon und den neuesten Trends Schritt zu halten. Dieses Mal war alles anders. Ich befand mich gerade inmitten zweier dramatischer Umwälzungen in meinem Privatleben: der Geburt meines zweiten Kindes, die mitten im Semester stattfand, und einer turbulenten Konversion zum Katholizismus, die all meine vorherigen Gewissheiten auf den Kopf stellte. Ich war in einer Situation, in der ich sowohl gebar als auch geboren wurde. Das Innerste meines Körpers kam nach außen, um eine Tochter auf die Welt zu bringen; meine Seele erfuhr eine innerliche Neustrukturierung, um Platz für Christus zu schaffen. Jede dieser beiden Geburten war ein ergreifendes Paradox aus Schönheit und Qual.

Meine körperlichen Wehen sind meist rasch vorbei. Für meine geistigen Wehen gilt das weniger. Ich begann jenes Semester als halbe Konvertitin: nur offiziell, aber noch nicht innerlich katholisch. Ich befand mich in einem seltsamen und schwindelerregenden Zwischenstand. Als ich im Jahr 2014 in die Kirche eingetreten war, hatte ich angenommen, eine »Cafeteria-Katholikin« zu werden, die ihre lieb gewonnenen progressiven Überzeugungen mit in die Kirche schleppt und sich dabei auf die individuelle Gewissensfreiheit beruft. Dann geschah etwas Schreckliches: Mein Gewissen

begann zu rebellieren. Die progressiven Ansichten, die ich mit mir herumtrug, fingen an, sich weniger wie ein persönliches Eigentum anzufühlen, sondern mehr wie ein lästiges und unangemessenes Gepäck.

Die Welt, in der ich mich als feministische Universitätsdozentin bequem eingerichtet hatte, begann weniger Sinn zu ergeben. Ich fühlte mich wie Platons unglückseliger Höhlenbewohner, als er zum ersten Mal aus der Düsternis ins blendende Tageslicht stolperte. Die Schatten an den Steinwänden hinter mir, die einst so klar und beruhigend real schienen, wirkten jetzt wie überzeichnete Cartoons. Doch der Schritt hinaus aus der Höhle war furchteinflößend: Meine Augen hatten sich noch nicht an eine sonnenhelle Welt gewöhnt, also verweilte ich noch ein wenig auf der Schwelle, gestrandet im Halbdunkel.

In diesem Zustand weiter Gender-Theorie zu lehren, war gelinde gesagt verwirrend. Während ich Essays besprach, die ich im Unterricht schon dutzendfach behandelt hatte, wurde ich plötzlich von unfreiwilligen Zweifeln geplagt und bemerkte Lücken und Ungereimtheiten, die mir zuvor nie aufgefallen waren. Im Laufe des Semesters wurde mir durch kleine Einbrüche von Schrecken zunehmend klar, dass ich über ein Jahrzehnt lang in einer Höhle gelebt und diese irrtümlich für die Realität gehalten hatte. Durch meine Liebe zur Frauenliteratur und mein fortwährendes Interesse an weiblichen Lebenserfahrungen war ich in ein Forschungsgebiet geraten, in dem man dessen totalisierende Weltanschauung gleich mitgeliefert bekommt. Ich hatte diese Lehrsätze nach und nach verinnerlicht und war zu einer Ideologin geworden, ohne es zu merken.

Ich erinnere mich an eine bestimmte Unterrichtsstunde, in der meine Studierenden und ich uns mit einem Essay der bekannten Gender-Theoretikerin Judith Butler abmühten. In diesem Aufsatz erklärt Butler ihr Konzept der Genderperformativität: Gender sei etwas, das wir *tun*, und nicht etwas, das wir *sind*. (Auf Butler werde ich in Kapitel 3 noch näher eingehen.) Wie die meisten kritischen

Theoretiker pflegt Butler einen kryptischen Idiolekt; dennoch akzeptierten meine Studierenden bereitwillig ihre Auffassung von Gender als Performanz. Sie bemerkten nicht das ganze Ausmaß von Butlers Vorstellungen: Sie behauptet, Gender sei *ausschließlich* performativ, »Frauen« existierten nicht wirklich, und jeder Anspruch auf Wahrheit sei letzten Endes eine Ausübung von Macht. Diese Ideen, die meinen Studierenden vielleicht nicht so gut gefallen hätten, blieben sorgfältig unter der Oberfläche verborgen, abgeschirmt durch einen undurchsichtigen Jargon. Meine Studierenden überflogen nur die oberste Erdschicht des Textes, hier und da einige Blüten sammelnd, aber ihre Wurzeln bekamen sie nie genau zu Gesicht. Da ich erst kürzlich etwas helllichtiger geworden bin, war ich ihnen zu diesem Zeitpunkt keine große Hilfe.

Ich verließ den Unterricht an jenem Tag mit einem Gefühl der Niederlage und wusste nicht genau, warum. Ich hatte diesen Text schon viele Male mit Studierenden im Grundstudium besprochen, damals noch mit gutem Gewissen. Tatsächlich fand ich es häufig großartig, die jungen Menschen mit hochtrabenden und modischen Theorien zu Genderfragen zu konfrontieren. Wenn sie ihre dadurch entstandene Unsicherheit und Verwirrung zum Ausdruck brachten, was sie in der Regel am Ende der Lehrveranstaltung zu tun pflegten, war ich zufrieden, als ob es meine zentrale Aufgabe als Dozentin für Gender Studies gewesen wäre, ihre ordentlichen und allzu simplen Ansichten zu erschüttern und durcheinanderzubringen und sie einer unauflöselichen Verworrenheit auszusetzen. Mit dieser Desorientierungsarbeit, auf die keine Bemühungen zur Neuorientierung folgten, fühlte ich mich nun zunehmend unwohl. Mein Gewissen, das mich ein Jahrzehnt lang zu meiner Lehrtätigkeit beglückwünscht hatte, meldete im Hinterzimmer meines Gehirns nun Bedenken an und fragte: Ist irgendetwas davon überhaupt *wahr*?

In diesem Zustand des Unbehagens suchte ich den Rat eines älteren, von mir geschätzten Professors. Ich eilte direkt von zuhause aus in sein Büro, mein Haar war noch feucht vom Duschen

kurz zuvor. Ich war gerade erst aus dem Mutterschaftsurlaub zurückgekehrt, kam immer fünf Minuten zu spät und schwitzte in Strömen, weil ich so unter Druck stand. Ich hatte immer nur drei Stunden Zeit, bevor ich wieder stillen musste, und versuchte, in diesem Intervall so viel wie möglich zu erledigen. Als ich in das Zimmer des Professors trat, hatte ich ein Cola light in der Hand; ich erwartete eine nette und entspannte Unterhaltung mit einem Kollegen. Nach fünf Minuten fühlte ich mich ihm gegenüber wie im Beichtstuhl; ich offenbarte die Vorwürfe meines Gewissens jedoch nicht einem Priester, sondern einem graubärtigen Quäker mit einer Aura wie Gandalf aus dem *Herrn der Ringe*. »Ich habe den Eindruck, meinen Studierenden geistiges Gift eingeträufelt zu haben«, sagte ich. Viele Jahre lang war ich zu sorglos gewesen im Umgang mit ihrem Verstand und, was mich noch mehr beunruhigte, mit ihrer Seele.

Der Professor hörte mir ruhig zu, wie es seine Art war. Er neigt dazu, sehr wortkarg zu sein, aber seine wenigen Worte sind meistens voller Weisheit; er sagt den Leuten nur selten das, was sie von ihm hören wollen. Er hätte mich trösten können, mir sagen können, dass ich das getan habe, was ich zum damaligen Zeitpunkt für richtig hielt, dass ich zu streng zu mir sei. Stattdessen sagte er mit dem schleppenden Akzent der Appalachen: »Kennen Sie jenen Vers bei Matthäus? Der, in dem es heißt, wer einen von diesen Kleinen zum Straucheln bringe, für den sei es besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in der Tiefe des Meeres versenkt würde? Ich habe schon immer gedacht, dass es für uns Hochschullehrer eine gute Idee wäre, uns das auf den Arm tätowieren zu lassen.«

Das war es, was ich fühlte: den verdammten Mühlstein. In Wirklichkeit hatte er mir schon seit Jahren am Hals gehangen, aber erst jetzt bemerkte ich sein Gewicht. Die verbesserte Wahrnehmung war ein gewisser Trost.

Als ich sein Büro verließ, wusste ich ein wenig besser, was ich *nicht* tun wollte. Ich wollte die Gender-Theorie nicht mehr im

Unterricht als ein Bündel wertneutraler Ideen präsentieren, ohne dabei der im Hintergrund wirksamen Weltanschauung die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Ich wollte nicht als Ende vom Lied damit Verwirrung stiften. Mir war klar, *was nicht* getan werden sollte, aber ich war mir weniger sicher, *was* ich tun sollte.

Wenn die Gender-Theorie im Grunde genommen eine ideologische Disziplin war, hatte ich dann einfach nutzlose Dinge gelernt? Gab es darin nichts Gutes, nichts Bewahrenswertes? Ich wusste nicht, wie sich diese Theorien in meine unlängst gefundene katholische Identität integrieren ließen – oder ob ich dies überhaupt versuchen sollte. Ich musste weiter aus der Höhle herausklettern, das war mir klar, aber gab es nichts Wertvolles, das ich mitnehmen konnte? Ich stellte eine tiefgreifende Spaltung in meiner Weltanschauung fest: Bis dahin hatte ich geglaubt, auf einem festen Floß wohlgenut auf dem Wasser zu treiben, aber nun bemerkte ich, dass ich mich auf zwei nicht miteinander verbundenen Baumstämmen befand, die sich voneinander entfernten.

Ich vermute, dass es heutzutage viele Frauen gibt, die sich in einer ähnlichen Situation befinden: in der Klemme zwischen verschiedenen Weltanschauungen, zögernd zwischen dem Christentum und den neuesten feministischen Trends, und unsicher, ob sich – wenn überhaupt – Berührungspunkte und Überschneidungen zwischen diesen Blickwinkeln entdecken lassen. Einige empfinden diese Spannung sehr stark und wissen nicht, wie sie beides miteinander in Einklang bringen können. Andere spüren sie überhaupt nicht und kommen stattdessen zu dem Schluss, Christentum und Feminismus seien so wunderbar vereinbar, dass sie in etwa auf dasselbe hinauslaufen: Jesus nachzufolgen, hieße dann, eine Feministin zu sein. Daneben gibt es noch diejenigen, die sich den Feminismus so vollständig zu eigen machen, dass er für sie zu einer Religion wird und jeder noch verbliebene christliche Einsatz allmählich zur Nebensache wird oder gänzlich verschwindet.

Auf meinem eigentümlichen und alles andere als geradlinigen Glaubensweg bin ich all diese Frauen gewesen.

